

Ein neuer Anfang

Autor(en): **Foelkersam, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **62 (1958-1959)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Treppe zum Hauseingang emporstieg, mit einem scharfen Satz auf die niedere Balustrade sprang, den Hut auf dem Stecken noch eine Weile rotieren liess, bis er allmählich ins Wackeln geriet. Schmettertatsch, mit eleganter Bewegung, gab ihm noch einmal die rasenden Lebensgeister zurück, setzte den Stock auf die Stirn, um so nun, wie eine alte Statue, den Zylinder weiter in der Abendluft herumsausen zu lassen, dass die spiegelnde Rundfläche schwirrte und wirbelte und kein Mensch in diesem wahnsinnig sich drehenden, glitzernden Ding den Zylinderhut des Herrn Pfarrer Johannes Bopp aus Binz a. Büchel vermutet hätte.

Mit einemmal sprang Schmettertatsch, immer noch den Stecken mit dem schwirrenden Ding auf der Stirn, auf den Boden, nahm den Stecken zur Hand, liess ihn ruhig zu Ende drehen, verbeugte sich mit der schönsten Eleganz seiner Zirkuskarriere und überreichte den Zylinder der Frau Pfarrer.

«Fünftausend Umdrehungen pro Minute — das macht soundsoviel Atmosphären Druck und Pferdekräfte — da jagt's alles und jedes spurlos von dannen! Noch fünf Minuten länger, und kein Härchen wäre mehr am Zylinderhut geblieben!»

Der Zylinderhut sah aus wie ein nagelneue, frischpolierte Stahlwelle. Kein Fädelchen mehr war daran zu sehen, zum mindesten nicht in der abendlichen Beleuchtung. Er glich dem Modellstück eines technischen Hochglanzpoliturlaboratoriums.

«Damit können Sie Dekan werden, Herr Pfarrer!» rühmte der Gast, und tat, als ob er sich nun verabschieden möchte. Das hingegen konnte das pfarrherrliche Paar nicht ohne weiteres gestatten. «Ein Dienst ist des andern wert!» sagte Johannes Bopp freundlich, «es ist heute Freitag, und da hat meine Frau auf heute abend, soviel ich annehme, eine ausgezeichnete Käswähe im Backofen. Falls Sie Käswähen gern haben, Herr ... Herr ...»

«Schmettertatsch! — Ich mache Ihnen gern das Vergnügen, Frau Pfarrer!» Mit einem höflichen «Bitte, nach Ihnen!» stieg er als letzter die Treppe hinauf, während die Pfarrherrin die Garderobe ihres Mannes auf den Armen vor sich her trug und Johannes Bopp mit dem übrigen Zubehör folgte.

Beim Abschied aber lächelte er: «Ich hab mir's gleich gedacht, sie hätten eine Käswähe im Ofen! Ganz umsonst verkauft ein Artist seine Nummer nicht! Die Kunst geht nach Brot! Lieber noch nach Käswähen!»

E I N N E U E R A N F A N G

Maria trat auf den Balkon ihrer Einzimmerwohnung hinaus, der wie ein Schwalbennest unter dem Dach lag. Sie liebte die freie, weite Aussicht, die man von hier oben hatte. Es begann bereits zu dämmern, und die Strassenlaternen brannten schon: Hunderte von winzigen, blinkenden Punkten, die in der abendblauen Luft zu hangen schienen. Der Lärm der Stadt drang nur wie ein schwaches Brausen hinauf.

Maria setzte sich in den Liegestuhl und zündete sich eine Zigarette an. Heute abend wollte sie Peter schreiben. Wie wird er das auffassen, was ich ihm zu sagen habe, dachte sie, wie wird er antworten? Wird es ihn unberührt lassen oder, wenn auch nur für einen Augenblick, ihm nahegehen? Seine Eitelkeit kränken ...? Sie lächelte. Es gab wohl kaum einen Mann, der nicht gekränkt war beim Gedanken, dass die Frau, die er einst geliebt hatte, einen anderen lieben konnte — er würde sich in seiner Eitelkeit verletzt fühlen. Auch bei Peter würde es nur gekränkte Eitelkeit sein, nicht viel mehr. Und vielleicht nicht einmal das ...

Maria lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Waren es wirklich sieben Jahre her, seitdem sie mit Peter nach Mexiko gegangen war, wo er eine Stelle als Ingenieur antreten sollte. Waren wirklich drei Jahre vergangen seit jenem Tage, an dem sie durch einen Zufall erfahren hatte, was alle in ihrer kleinen Kolonie bereits wussten. Von Marguerite und Peter, Marguerite, von der sie geglaubt hatte, dass sie ihre Freundin war. Es schien ihr, als wäre dies alles erst gestern gewesen,

als lägen nicht Jahre dazwischen... Sie war von ihm gegangen, und er hatte sie gehen lassen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn wir ein Kind gehabt hätten, dachte Maria, etwas, das uns aneinanderband.

Es war lange her, seit sie zuletzt von Peter gehört hatte. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen. Und dabei waren sie nicht einmal geschieden. Während dieser drei Jahre hatte Peter sie nicht einmal gefragt, ob sie sich scheiden lassen wollte. Und auch sie hatte nicht auf einer Scheidung bestanden. Weshalb habe ich es nicht getan? fragte sie sich. Liebe ich ihn denn noch immer...? Maria hatte sich oft diese Frage gestellt, ohne eine Antwort auf sie zu finden. Aber wenn es Peter auch gleichgültig war, ob sie geschieden waren oder nicht, dachte er denn nie daran, dass jener Tag kommen konnte, an dem sie frei zu sein wünschte. Ich muss ihm schreiben, dachte Maria. Noch heute abend... Sie sah wieder Frank vor sich, hörte ihn sprechen, als sie heute vormittag den einsamen Weg im Stadtpark am Wasser entlang gegangen waren, sah sein gebräuntes Gesicht wieder vor sich unter dem glattgebürsteten, an den Schläfen silberglänzenden Haar, dieses Gesicht, hinter dessen äusserer Ruhe heute etwas Gequältes gelegen hatte, eine Erregung, die er umsonst zu verbergen suchte. «Sie müssen mir antworten, Maria, noch heute. Ich habe lange gewartet, aber nun muss ich Ihre Antwort wissen, ehe ich reise.»

Um elf Uhr abends wollte Frank sie anrufen. Morgen in aller Frühe reiste er fort, auf zwei Monate. Sie musste ihm heute ihre Antwort geben. In drei Stunden. Weshalb zögerte sie...? Wenn, wie sie sich eingestand, es ihrerseits auch keine grosse Liebe war, hatte sie Frank gern und war gern mit ihm zusammen. Es fiel ihr schwer, sich ihr Leben ohne ihn vorzustellen. Seit bald einem Jahr hatte Frank ihr in seiner zurückhaltenden, ein wenig altmodischen Art den Hof gemacht. Er hatte nie das Wort Liebe ausgesprochen, aus einer inneren Scheu heraus, aber sie wusste, dass er sie liebte. Er liebte sie auf seine ruhige, zuverlässige Art. Er hatte ihr zu verstehen gegeben, dass er keine grosse Liebe von ihrer Seite erwartete, und dass er eigentlich zu alt für sie sei. Zu alt! Welch ein Unsinn! Sie selbst war ja dreiunddreissig, wenn man sie meist auch für viel jünger hielt. Nein, das war es nicht. Weshalb zögerte sie denn? Sicherheit und Vertrauen, war das nicht viel wert; war das nicht etwas, um das viele Frauen sie beneidet hätten...

Maria stand auf. Sie beschloss hinauszugehen. Es war so schön heute. Während sie ging, konnte sie noch einmal alles überdenken, mit sich selbst zu Klarheit kommen, ehe Frank anrief, ehe sie ihm antwortete...

Maria ging mit raschen Schritten durch die dämmrige Allee. Es war schön, ungestört mit seinen Gedanken unter all den fremden Menschen zu gehen. Auf einmal erschien ihr alles so einfach und unkompliziert. Sie hatte Frank gern, und sie würde sicher mit ihm glücklich sein. Sie ärgerte sich über sich selbst, ihr Grübeln, ihre Unentschlossenheit. Sie wusste auf einmal, was ihr Frank antworten würde, und es freute sie, ihm jene Antwort geben zu können, auf die er so lange gewartet hatte. Zwei Monate würden sie einander nicht sehen, und während dieser Zeit würde sie sich auf ihr neues Leben einstellen, sich darauf freuen können. Ein neues Leben, dachte Maria, ein neuer Anfang...

Sie bog aus der Allee zur Brücke ein. Hier war es menschenleer und still. Das Licht der Strassenlaternen spiegelte sich im dunklen Wasser in zitternden goldenen Flecken.

Als Maria die Brücke erreicht hatte, sah sie eine Gestalt auf sich zukommen. Sie stutzte und blieb überrascht stehen. Sie sah in das Gesicht des Mannes, dieses Gesicht, das sie unter Hunderten, Tausenden von Gesichtern wiedererkennen würde. Sie sah Mund, Augen, die kleine Narbe über der linken Braue.

Einen Augenblick lang standen sie sich schweigend gegenüber. «Peter...» Maria lächelte, ohne es zu wissen. Sie streckte ihm die Hand aus. «Es war lange her...» Sie lächelte noch immer, um ihre Erregung zu verbergen. Auch Peter lächelte, jenes scheue, knabenhafte Lächeln, das das erste gewesen war, was ihr an ihm so gefallen hatte. Weshalb mussten wir uns gerade heute treffen, dachte Maria. Sie musste sich alle Mühe geben, um ihre Erregung zu verbergen. Aber ihre Stimme klang ruhig und ganz wie gewöhnlich, als sie sagte: «Ich hatte keine Ahnung, dass du wieder hier bist.» Gleichzeitig fiel es ihr ein, dass sie während der letzten Jahre nicht gewusst hatte, wann Peter hier war, und dass sie auch keinen Anspruch darauf hatte, es zu wissen. Ich rede ja lauter Unsinn, dachte sie verzweifelt.

«Ich kam vorgestern», sagte Peter, während er noch immer mit einem scheuen Lächeln in ihr

Gesicht blickte, «und ich hatte daran gedacht, dich gleich anzurufen, aber . . . ich wagte es nicht.» — «Weshalb tatest du es nicht?» fragte Maria, und sie fügte rasch hinzu: «Ich hätte mich gefreut.» Sie war Peter dankbar, dass er durch seine natürliche und selbstverständliche Art dieser unerwarteten Begegnung alles Peinlich-Steife nahm. «Wirklich? Das ist nett von dir.» Er hat es als eine Höflichkeitsphrase aufgefasst, sagte sie sich. Aber war es auch wirklich mehr als eine Höflichkeitsphrase. Freute sie sich, ihn wiederzusehen? Nein, sie freute sich nicht. Diese Begegnung hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht, aus ihrer Ruhe. Alles, was sie seit langem überwunden zu haben glaubte, stand wieder lebendig vor ihr. Während sie weitergingen, sprachen sie von lauter gleichgültigen Dingen. Sie sprachen beide eifrig, als fürchteten sie sich vor einem Schweigen. Aber keiner von ihnen fragte den andern: Wie geht es dir? Wie ist es dir all die Jahre ergangen? Beide vermieden sie ängstlich, eine Frage zu stellen, die zu persönlich wirken, die der andere als zu nahegehend auffassen konnte.

Maria schien es vollkommen unwirklich, dass sie hier mit Peter durch die dämmerige Allee ging. Sie sah kaum seine Züge, hörte nur seine Stimme, diese Stimme, die sie seit Jahren nicht mehr gehört hatte und deren Tonfall sie so gut kannte, und sie wusste, ohne es zu sehen, wann er lächelte, sie hörte es am Klang seiner Stimme. Und sie hatte ihm noch heute schreiben wollen . . .

«Darf ich dich nach Hause begleiten?» fragte Peter. Maria nickte. Sie wunderte sich, dass in ihr nichts mehr war von jener Bitterkeit, die sie so oft früher empfunden hatte, wenn sie an Peter dachte. Eine scheue Zärtlichkeit stieg in ihr auf. Sie hätte ihm gerne gezeigt, dass sie ihm verziehen hatte und dass alles, was zwischen ihnen lag, vergessen war. Sie wünschte, dass sie als gute Freunde auseinandergehen sollten und eine gute Erinnerung aneinander behielten. Sie musste ihm von ihrem Entschluss sagen, sie wollte von Frank sprechen; es erschien ihr nun leichter, als zu schreiben. Sie hätte gern gewusst, wie Peter es hatte, wie es ihm ging. Sie hatte kein Recht dazu. Und dabei waren sie nicht einmal geschieden. Dem Gesetz nach war er noch ihr Mann.

Den kurzen Weg bis zu ihrem Hause sprachen sie kaum. Sie gingen nebeneinander, ein jeder in seine Gedanken versunken.

Maria sass tief zurückgelehnt im Sessel am Kamin. Das Aufflackern der Holzscheite beleuchtete schwach das niedrige Teetischchen, das zwischen ihr und Peter stand. Sie sah zu ihm hinüber; sein Gesicht lag im Schatten. Nur wenn er einen Zug aus seiner Zigarette nahm, erkannte sie im Aufglühen sein Züge. Sie schloss die Augen. Sie hörte Peter sprechen, spürte den süßlich-herben Geruch seiner Virginia-Zigarette, und ihr war, als sässen sie in Mexiko auf der Veranda ihres weissen Hauses . . . Alles, was später gekommen war, erschien ihr in diesem Augenblick unwirklich und unwesentlich. All die Jahre, die seit jener glücklichen Zeit vergangen waren, verblichen und verflüchtigten sich, als wären sie nie gewesen. Ihr schien, als wären sie nur ein Warten gewesen, ein Warten auf diesen Augenblick. Sie dachte an Frank. In einer Stunde würde er anrufen. In einer Stunde! Und sie hatte noch immer nicht mit Peter über ihn und ihren Entschluss gesprochen. Franks Bild tauchte sekundenlang auf und verschwand. Weshalb habe ich Peter getroffen, dachte sie, weshalb sitzt er jetzt hier . . .? Ist es denn möglich, dass ich ihn noch immer liebe? Habe ich ihn alle diese Jahre geliebt . . .? Maria konnte sich darauf keine Antwort geben, sie wusste nur eines: dass Peter hier war, bei ihr, dass sie seine Stimme hörte, die leise und eindringlich zu ihr sprach. Er hatte seine Stelle in Mexiko aufgegeben. Er war zurückgekommen, um hier zu bleiben. Er hatte ihr schreiben wollen, aber dann beschlossen zu warten, bis er sie traf. Er wusste nicht, ob sie ihm verziehen hatte und ob sie ihn wiedersehen wollte . . .

Peter hatte lange gesprochen. Jetzt schwieg er. Er beugte sich vor und sah Maria mit seinem scheuen Lächeln an. «Könntest du es noch einmal mit mir versuchen, Maria?»

Sie antwortete nicht. Sie streckte nur ihre Hand zu ihm aus, und sie lächelte dabei.

Die Uhr auf dem Kaminsims begann zu schlagen. Die Schläge fielen klingend, überlaut in die Stille, und verstummten. Nebenan läutete das Telephon. Maria rührte sich nicht. Als Peter sie fragend ansah und zum Nebenzimmer blickte, schüttelte sie nur den Kopf und drückte seine Hand.

Das Telephon läutete noch ein paarmal, scharf und anhaltend. Es klang wie eine Frage. Dann wurde es still nebenan.